

Kärnten und Abwanderung

Die wenigsten kommen zurück

Eltern wollen naturgemäß nur die beste Bildung für Ihre Kinder. Abseits der großen Städte wird dieser Wunsch aber oftmals zum Fluch. Mangels Ausbildungsplätzen und später auch Jobchancen ziehen viele Junge in die großen Städte, nur selten kommen sie wieder zurück. Übrig bleiben vergreisende Dörfer und ein aussterbendes Gesellschaftsleben. ORF.at hat anlässlich der Landtagswahl in Kärnten nachgefragt, wo die Abwanderung ein großes Problem ist.

Kärnten und der Fluch der guten Bildung



Land ohne Leute

Wo Jobs fehlen, bleiben die Menschen fern

Kärnten hat ein Problem: Das Bundesland schrumpft im Verhältnis zum Rest Österreichs. Der Grund scheint einfach: Fehlende Ausbildungs- und auch Verdienstmöglichkeiten lassen immer mehr junge Kärntner auswandern. Mangelhafte Infrastruktur macht eine spätere Rückkehr in die Heimat für viele unattraktiv. Darunter leiden ganze Täler.

Vier Kinder hat etwa das Ehepaar Oberluggauer, das im Kärntner Lesachtal, nahe der Grenze zu Tirol, einen Gasthof mit Gästezimmern betreibt - doch keines der Kinder wird den elterlichen Betrieb übernehmen und kaum eines ins Lesachtal zurückkehren. Die Kinder studieren Meteorologie, Luftfahrttechnik und Medizin - alles „ehrbare Berufe“, so die Eltern. Doch passende Jobs gibt es für ihre Kinder im Tal keine.

„Den Kindern wünscht man, dass sie lernen können, was sie wollen, aber die Abwanderung wird dadurch verstärkt“, sagte Michael Oberluggauer im Gespräch mit ORF.at. Viele junge Kärntner gehen für die Ausbildung nach Graz und Wien, und immer mehr bleiben dort, zeigen die offiziellen Zahlen. Dabei sei Abwanderung kein neues Phänomen, auch bei den Bauern seien früher bis auf den Hoferben immer alle abgewandert. Als eines von zehn Kindern sei er als Koch selbst einst weggegangen. Erst die Gründung der eigenen Familie habe ihn wieder zurückgebracht.

Die jungen Frauen bleiben fern

Es habe sich in den letzten Jahrzehnten aber doch einiges gravierend geändert, erzählten Oberluggauer und seine Frau Manuela. Mittlerweile würden auf dem Land vor allem die Frauen fehlen. „Ich sehe hier viele junge Männer, fesch, schlau, talentiert, mit guten Wurzeln und Jobs in der Gegend, die würden gerne hierbleiben, die finden aber kaum Frauen“, sagte Manuela Oberluggauer, die selbst vor rund 25 Jahren mit ihrem Mann aus Dresden in den Ort gezogen ist.

Für gut ausgebildete junge Frauen gebe es in der Gegend kaum Jobs, nur die wenigsten wollten ins Gastgewerbe, so Manuela Oberluggauer weiter. „Wenn es zur Familiengründung geht, muss sich die junge Frau überlegen, ob sie das Leben hier ertragen kann. Denn das heißt, sie verliert den Beruf, ist 24 Stunden an das Haus gebunden, und das war es dann. Wer macht das mit 26? Ich hab selber Kinder in dem Alter, die zeigen mir doch den Vogel“, so die resolute Wirtin.

Heirat nicht über Familienkreis hinaus

„Meine Mutter hat immer gesagt: Ihr müsst euch eine Frau von ganz weit weg holen, weil im Lesachtal herrscht Inzucht“, erzählte ihr Mann über die eigene Familiengeschichte. „Und als guter Sohn hab ich gefolgt“, sagte er schmunzelnd. „Das ist kein Scherz“, fügte seine Frau hinzu, es gebe heute noch Regionen, wo bestimmte Krankheiten, gerade auch im psychischen Bereich, verstärkt vorkommen würden. Man habe eben früher gerade mal von der Sonnen- auf die Schattenseite geheiratet und kaum über das Dorf hinaus. Auch heute noch, erzählte man anderswo, würden Cousin und Cousine heiraten - und Kinder bekommen.

Infrastruktur bricht langsam weg

Ein Problem in vielen Kärntner Gemeinden ist die sich ausdünnende Infrastruktur. Die lokale Bank hatte früher fünf Tage offen, heute sind es zwei Nachmittage. Der Kindergarten in Lesachtal, vor 20 Jahren erkämpft, betreut heute - nach knapp 30 Kindern zu Spitzenzeiten - noch sechs Kinder. Die Volksschule ist mittlerweile mit anderen Volksschulen im Nachbarort zusammengezogen worden. Einkaufsmöglichkeiten und öffentliche Verkehrsmittel sind ebenfalls rar.

Wo viele Junge wegziehen, bleiben die Alten übrig - das führt zu einem weiteren Problem: Das soziale Leben im Ort stirbt aus. Ohne Kinder gibt es etwa keine Faschingsfeiern im Ort, keinen Nikolo, keinen Martinsumzug, erzählten die Wirtsleute. Gab es vor 25 Jahren noch Leben auf der Straße, treffe man heute kaum noch Menschen unterwegs. 2009 gab es in Lesachtal 1.490 Einwohner, Anfang 2017 waren es 1.339.

Mittlerweile würden zudem immer mehr Häuser leer stehen, weil die Besitzer weggestorben sind, erzählte Michael Oberluggauer weiter. Die Erben behalten sich die Häuser als letzten Anker in die Heimat und kommen ein paar Wochen im Jahr mit einem vollgepackten Auto auf Urlaub zurück - ohne lokale Wertschöpfung, nur der Mist bleibt. Diese Häuser seien für einen möglichen Zuzug durch neue Leute blockiert, durch die Beschaffenheit des Tals ist Baugrund ohnedies rar. Zudem würden sich die Bewohner nicht am sozialen Leben beteiligen - so sterbe der Ort auch aus.

Platz ist in den Tälern wenig vorhanden

Das Platzproblem plagt viele Täler in Kärnten: Baugrund war in den 1970er Jahren in Zell in Südkärnten, nahe der slowenischen Grenze, ebenfalls Mangelware. Damals seien viele Menschen ausgesiedelt, von einst 1.200 Bewohnern sei Zell auf rund 600 geschrumpft, heißt es in den lokalen Gasthäusern. Mittlerweile gebe es wieder Gründe, und es werde gebaut, auch von einigen Rückkehrern der nächsten Generation.

Vor den neu gebauten Häusern in Zell sieht man Kindersachen, im Ort gibt es eine Volksschule mit Nachmittagsbetreuung - durchaus keine Selbstverständlichkeit. Im Mölltal, erzählten Betroffene, sperren Kindergärten auch schon mal um 12.30 Uhr zu, für Volksschüler gibt oft nur an einigen Tagen pro Woche eine Betreuungsmöglichkeit. Für weiterführende Schulen müssen die Kinder ohnedies meist auspendeln. Kindergartenkinder werden in vielen Kärntner Gemeinden zudem oft erst im Alter von drei Jahren aufgenommen.

Auspendeln als einzige Lösung

Auch in Zell ist Auspendeln an der Tagesordnung: Bei einem Besuch zur Mittagszeit sind kaum Menschen in den lokalen Gaststätten, 95 Prozent der Berufstätigen arbeiten auswärts, wurde erzählt. Man sei es gewohnt zu pendeln, das ginge hier ohnedies nicht anders, denn im Ort gibt es kaum Jobs. Das zweisprachige Zell hat eine relativ hohe Akademikerquote, darunter viele Lehrer - gute Ausbildung wird in der slowenischen Volksgruppe gezielt gefördert. Handwerksbetriebe sind hier dafür Mangelware.

Klar ist: Ohne Auto geht in Zell wie auch im Lesachtal oder im Mölltal gar nichts - vom Einkaufen bis zum Sozialleben. Die Gemeinde Zell mit ihren insgesamt sieben Ortschaften ist durch die räumlichen Gegebenheiten ungewöhnlich langgestreckt und nur über schmale, teils kurvige Zufahrtsstraßen erreichbar. Das begrenzte Platzangebot wirkt sich auch auf der Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen aus: Die Industrie wanderte zum Teil schon vor Jahrzehnten in leichter bebaubare Gebiete ab, wo Mitarbeiter einfacher zu finden sind und sich aufgrund der besseren Infrastruktur auch eher ansiedeln - ein Teufelskreis.

„Im hohen Alter hast du hier nichts verloren“

Die Oberluggauers machen sich jetzt schon Gedanken über das Alter: Sie überlegen, nach der Pensionierung den Gasthof zu verkaufen und in die Nähe der Kinder zu ziehen. „Im hohen Alter hat man hier nichts mehr verloren, wenn du nicht geistig und seelisch verarmen willst“, sagte Manuela Oberluggauer. Abseits von mobilen Pflegediensten gebe es kaum Angebote für Ältere wie Gedächtnistraining und Gymnastik. Wer nicht mehr Auto fahren oder auf den Berg klettern könne, könne auch die attraktive Gegend nicht mehr nutzen.

Sie würden ihren Kindern nicht zumuten wollen, immer ins Lesachtal fahren, um die Eltern zu besuchen. „Und dann sagen die, letzten Monat war ich bei der Alten, jetzt musst du, nein du!“, sagte sie lachend und kopfschüttelnd, „Und wie das da aussieht, da musst du putzen!“, fügte er schmunzelnd hinzu. Zum Aufziehen der Kinder sei der Ort ideal gewesen, so Manuela Oberluggauer, das Wirtshaus habe die Familie gut getragen. „Aber man muss wissen, wann es vorbei ist, das darf man nicht verpassen.“ „Wir machen hier lieber freien Platz, damit der Nächste – hoffentlich – wieder arbeiten kann“, sagte ihr Mann - ob das in der nächsten Generation noch einmal gelinge, da sei er sich allerdings nicht sicher.